Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 83 (2008)

Heft: 4

Anhang: Extra : Wohnphilosophien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

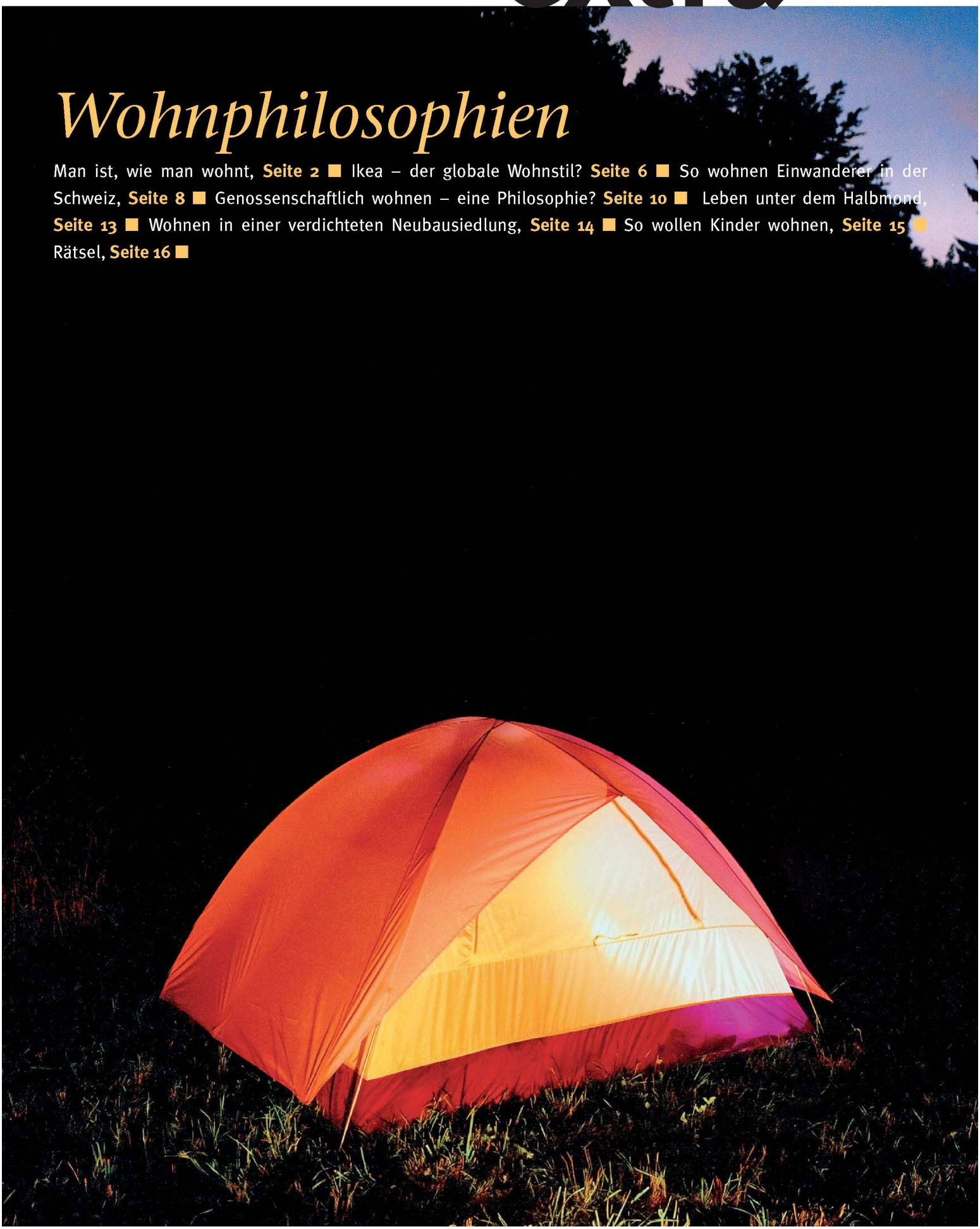
Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wohnen extra

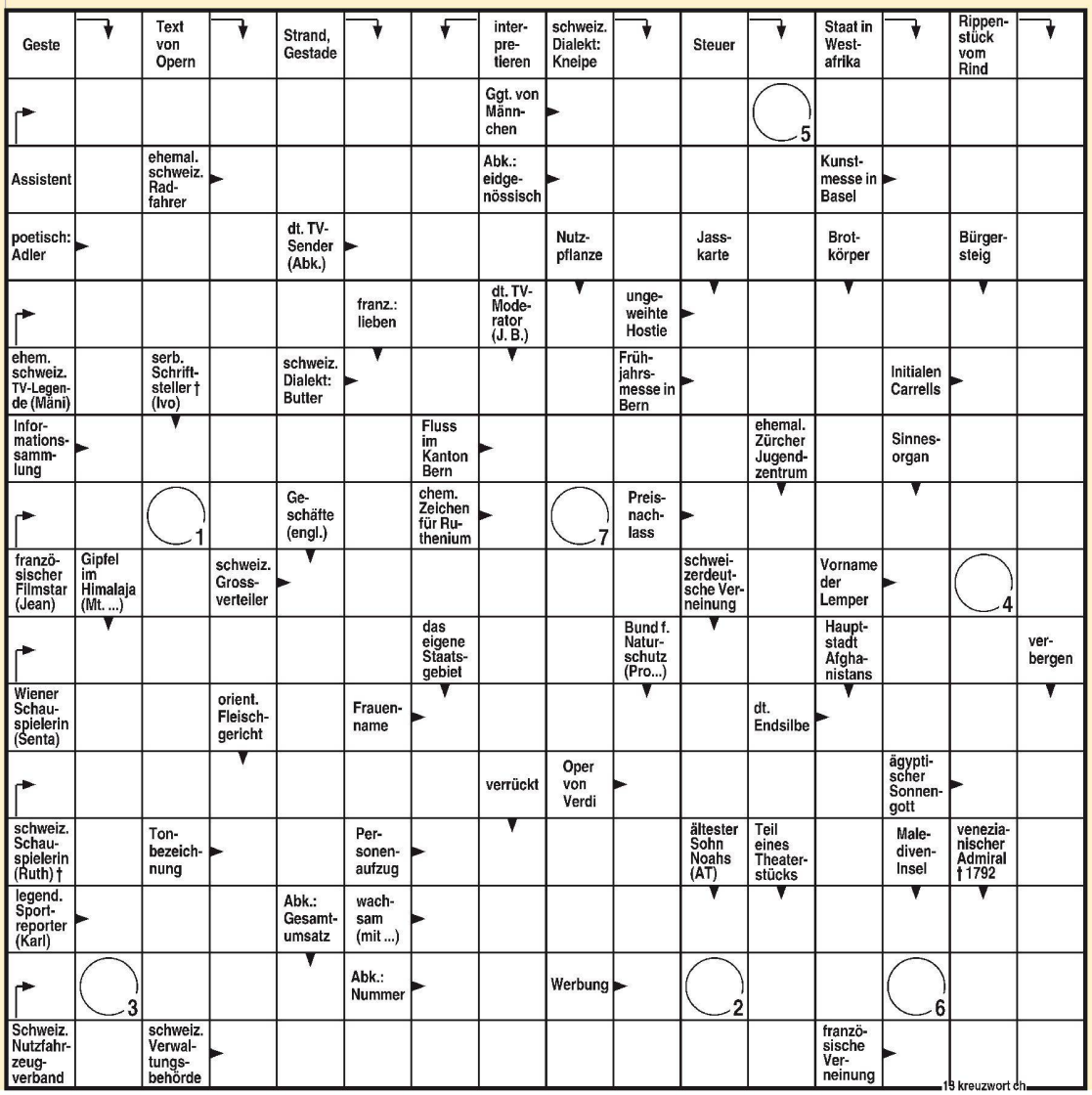
Wohnphilosophien

Man ist, wie man wohnt, **Seite 2** ■ Ikea – der globale Wohnstil? **Seite 6** ■ So wohnen Einwanderer in der Schweiz, **Seite 8** ■ Genossenschaftlich wohnen – eine Philosophie? **Seite 10** ■ Leben unter dem Halbmond, **Seite 13** ■ Wohnen in einer verdichteten Neubausiedlung, **Seite 14** ■ So wollen Kinder wohnen, **Seite 15** ■ Rätsel, **Seite 16** ■



Richtiges Grün setzt spannende Akzente

Falls Ihnen noch die passende Pflanze für drinnen oder draussen fehlt, können wir Ihnen vielleicht weiterhelfen. Machen Sie mit beim Preisrätsel und mit etwas Glück gewinnen Sie einen der drei zu verlosenden Gutscheine im Wert von 100 Franken, einlösbar bei jedem Jumbo-Markt in der Schweiz. Lösungswort auf eine Postkarte schreiben und diese bis 5. Juni 2008 einsenden an: Verlag wohnen, Postfach, 8042 Zürich. Die Gewinner werden ausgelost und schriftlich benachrichtigt. Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt.



1	2	3	4	5	6	7

Die Gewinnerinnen und Gewinner des Rätsels von *wohnen* extra 3/2007 sind:

Margrit Allgaier-Altorfer
Hühnliackerweg 11B
8610 Uster

Anna Gubser
Ankenweid 22
8041 Zürich

Maria Hiestand
Einsiedlerstrasse 292
8810 Horgen

Impressum:

*wohnen*extra

Ausgabe April 08

Beilage zu *wohnen* Nr. 4/08

Herausgeber: SVW

Redaktion: Redaktion *wohnen*

Layout und Druckvorstufe: Brandl & Schärer AG, Olten

Druck: Zollikofer AG, St. Gallen

Foto Titelseite: Michael Lio

Fotos: Silvia Voser

Wie wir wohnen und uns einrichten, ist ein Spiegel unserer selbst. Blick in die Wohnzimmer der Familien Burkhard und Berzan Ali, Letztere ist aus Syrien zugezogen. Die Bilder stammen aus dem Buch der Fotografin Silvia Voser «Menschen – wie du und ich», Familie, Arbeit und Tod aus der Sicht von Migranten und Schweizern, Benteli Verlag Bern.

Wohnphilosophien einst und jetzt

Man ist, wie man wohnt

Die ersten Behausungen waren primitiv. Sie bestanden aus einem Dach, Wänden und einer Tür. Die Einrichtung war ebenfalls zweckmässig, im Gegensatz zu heute. Denn in unserer modernen Zeit wird die Wohnung immer öfter zur Bühne – man präsentiert sich selbst gerne in einem passenden Rahmen.

Von Helen Weiss

Bunte Malereien an Höhlenwänden, Ziervasen aus der Antike oder Fussböden mit kunstvollen Mosaikmustern beweisen es: Der Mensch mag es behaglich. Bei Tieren wird die Suche nach einem Ort, der sicher ist und Nahrung bietet, weitgehend durch Instinkte gesteuert. Im Gegensatz dazu verfügen wir Menschen nicht über eine solche Verhaltenssteuerung und müssen uns deshalb einiges einfallen lassen, um in der rauen Wildnis zu überleben. Dass es bei uns Menschen keinen «Wohn-Instinkt» gibt, zeigt sich zum einen daran, dass wir auch ohne festen Wohnsitz existieren können. Zum anderen macht die ungeheure Fülle der Haus- und Wohnformen, die es auf der Welt gibt, offenkundig, dass ein angeborener Instinkt nicht ausreichen würde, um in höchst unterschiedlichen Gebieten der Welt zu hausen. Die ersten Siedler hatten glücklicherweise den glänzenden Einfall, Behausungen zu schaffen. Dazu dienten anfangs Höhlen, später Hütten mit Grundelementen wie Dach, Wänden und Tür, in denen «gewohnt» wurde.

Das Wort «wohnen» stammt von dem althochdeutschen «wonên» ab, was so viel bedeutet wie «zufrieden sein». Wohnen ist jedoch nicht so einfach zu definieren. In manchen Sprachen besteht nicht einmal ein eigenständiges Wort dafür. Im englischsprachigen Raum etwa steht das Wort «living» für Wohnen und Leben gleichermassen. Im westlichen Kulturkreis werden dem Wohnen heute Funktionen zugeordnet, die als privat oder intim angesehen werden und deshalb aus dem öffentlichen Raum zum Teil verbannt sind. Dazu gehören etwa Schlafen, Körperpflege, Pflege von Gemeinschaft, Austausch von Zärtlichkeiten und Sexualität sowie das Aufbewahren persönlicher Gegenstände. Doch das war nicht immer so: Im Pleistozän kannte man weder Hemmungen noch Scham, die Höhle wurde für alles genutzt – und zwar gemeinsam.

Enge Wohnverhältnisse

Diese Tradition führte sich lange fort, noch im Mittelalter wohnten die Mitglieder bäuerlicher Grossfamilien eng beieinander unter dem gemeinsamen Dach, wie Antje Flade im Buch «Wohnen psychologisch betrachtet» beschreibt. Nur wenige Menschen hatten damals ein eigenes Bett, und es störte sich auch kaum jemand daran, dieses mit anderen zu teilen. In den mittelalterlichen Grosshaushalten waren die Zimmer, in denen man lebte, vorwiegend Allzweckräume – ausser der Küche hatte kein Raum einen fest bestimmten Verwendungszweck. Doch auch die Küche bot neben der Essensherstellung für vieles andere Platz: Hier lag neben dem geschlachteten Rind eine Frau in den Wehen, bettlägerige Familienmitglieder wärmten neben der kochenden Suppe ihre steifen Glieder am Feuer, und während die Butter gestampft wurde, warf der Knecht der Magd begehrliche Blicke zu.

Auch heute noch gibt es in fast jedem Haus einen Raum, wo sich die Bewohner für gemeinsame Stunden treffen, wenngleich wir das Gebären, die Altenpflege oder das Flirten meist ausser Haus erledigen. «Die Küche und im weitesten Sinn der Herd sind der Mittelpunkt der Wohnung. Das ist eine Tradition, die seit Jahrhunderten unverändert geblieben ist», bestätigt Mirjam Hauser, Researcher am Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon (ZH). Die Wirtschafts- und Sozialpsychologin analysiert Veränderungen der Gesellschaft, Wirtschaft und des Konsums mit den Schwerpunkten Konsumentenverhalten, Wohnen und Ernährung.

Frauen am Herd

Trotz der Parallelen zu vergangenen Zeiten verändert sich das Wohnen kontinuierlich. Die heutige Assoziation mit dem Begriff «Wohnen» hat ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert, im aufkommenden bürgerlichen Zeitalter. Damals entwickelte sich das Bür-

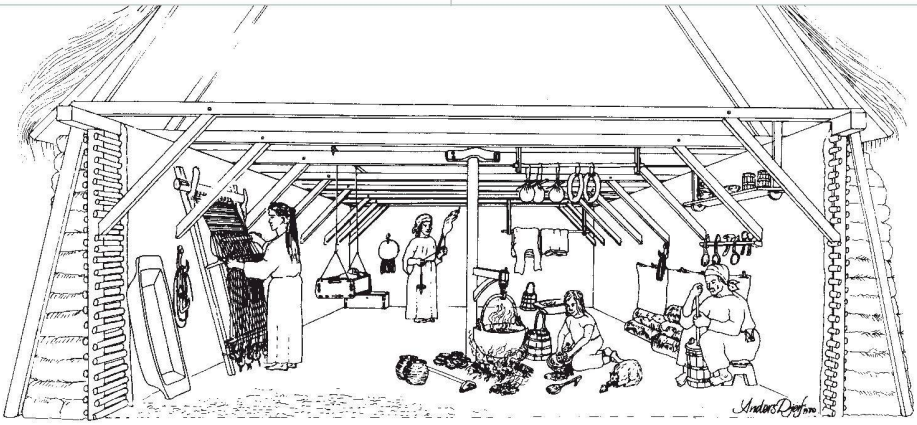


Foto: Aus «Geschichte des Wohnens», Verlag DVA

Blick in den Wohnteil eines Wohnstallhauses im frühmittelalterlichen Deutschland. In einem Allzweckraum wurden fast alle Tätigkeiten verrichtet, die nicht unter freiem Himmel stattfinden konnten. Stallgeruch, Essensdämpfe, Rauch, Kälte, Dunkelheit und Enge prägten den Wohnalltag.

In der oberen der beiden Mietwohnungen isst, spielt und lebt die vierköpfige Familie von Susanne Kress. Das jüngste Familienmitglied Marin (drei Monate) geniesst in der Zwischenzeit den Mittagsschlaf in der Hängematte.

gertum zu einer einflussreichen Bevölkerungsgruppe und die Wohnung zum Rückzugsraum und Intimbereich. Die Industrialisierung verlagerte das Arbeiten an andere Orte – die nun von Arbeitsfunktionen befreite Wohnung wurde zum trauten Heim, zum Gegenentwurf der rauen Realität draussen. Zu Hause kann entspannt werden – das Zurücklehen im Ohrensessel ist jedoch lange Zeit nur den Männern vorbehalten.

Ausgehend von den Geschlechterstereotypen verläuft ein direkter Weg zum «Zwei-Sphären-Modell», in dem Frauen die privat häusliche, Männern die öffentliche Sphäre zugeteilt wird. Noch 1952, als das Buch «Die neue Wohnung» von Bruno Taut in der dritten Auflage erschien, war das Zwei-Sphären-Modell unangefochten. Mit der Frau als Schöpferin, wie der Untertitel lautet, waren nicht etwa Architektinnen gemeint, sondern Hausfrauen, die schöpferisch tätig sind, indem sie das Zuhause gestalten. In der damaligen «idealen» Wohnung ging es in erster Linie darum, Frauen von der Hausarbeit zu entlasten. Alles Überflüssige sollte entfernt und die Möbel einfach und zweckmässig sein.

Luft und Licht

Helle, lichtdurchflutete Räume, wie sie auch heute noch en vogue sind, waren schon Ende des 19. Jahrhunderts das ästhetische Ideal der Lebensreformbewegung. «Balkone etwa werden in der modernen Architektur immer wichtiger, frische Luft und Licht sind ein Muss», erklärt Mirjam Hauser. Trotz der grosszügigen Architektur sind wir Schweizer beim Wohnen noch sehr stark traditionell geprägt und lieben die sprichwörtliche Gemütlichkeit. Hauser: «Oftmals ist zu beobachten, dass die Mieter sich zwar für einen Loft mit grosszügiger Fensterfront als Wohnsitz entscheiden. Es stört sie dann aber, dass man von aussen so gut hereinsieht, weshalb Vorhänge montiert werden.»

Ob man nun in den eigenen vier Wänden oder doch lieber zur Miete wohnen möchte, ob in der Stadt oder auf dem Land, ob alleine oder zu zehnt, hat gemäss Hauser stark mit der jeweiligen Lebenssituation, der Kultur und den bereits gemachten Erfahrungen zu tun. Wie sehr sich die Wunschwohn-

Statt einer grösseren Wohnung haben sich Susanne Kress und ihr Lebenspartner zwei übereinander liegende Wohnungen gemietet. «Es war zwar anfangs etwas gewöhnungsbedürftig, zwei Küchen zu haben, doch für uns ist es ideal.»

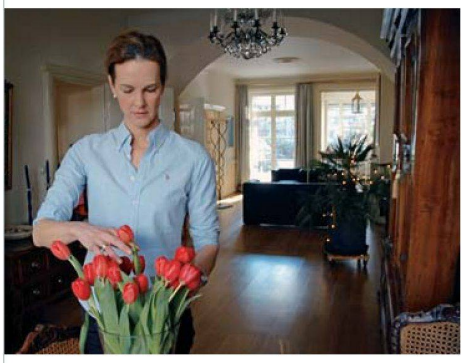
Wohntrends auf der Spur

Während man im Mittelalter aus Platzgründen ganz selbstverständlich zu dritt in einem Bett schlief, ist es heute für viele kaum vorstellbar, eine Wohnung, geschweige denn ein Zimmer mit jemandem zu teilen. «In den letzten vierzig Jahren ist ein wachsender Trend zu kleinen Haushalten zu beobachten», sagt Mirjam Hauser vom Gottlieb Duttweiler Institut. Gab es im Jahr 1960 lediglich 224 000 Einpersonenhaushalte, was damals 14 Prozent der Privathaushalte entsprach, so waren es im Jahr 2000 bereits rund fünfmal so viel (1 121 000) – also ein Anteil von 36 Prozent aller Privathaushalte. Allen Trends und Veränderungen zum Trotz sei die Familie jedoch noch die häufigste Lebensform in der Schweiz, bemerkt Hauser in der von ihr verfassten Studie «Zukunft des Wohnens – wie wohnt die Schweiz morgen?» aus dem Jahr 2007. Hauser rechnet mit einem deutlichen Anstieg: So wird im Jahr 2030 der Anteil der Einpersonenhaushalte 45 Prozent aller Privathaushalte ausmachen, wenn das Wachstum in einer ähnlichen Grössenordnung wie bisher weitergeht. Mit der Zunahme von Alleinwohnenden vergrössert sich auch der Platzanspruch: Während man sich 1980 noch mit 34 Quadratmetern begnügte, sind es im Jahr 2000 bereits 44 Quadratmeter pro Person. Entsprechend gewachsen ist auch die Anzahl der Wohnungen, nämlich von zwei Millionen (1970) auf drei Millionen (2000).

Mit dem Trend zur grösseren Wohnfläche pro Person geht die Entwicklung der Siedlungsfläche einher – insbesondere für Wohnzwecke wird ein immer grösserer Flächenanteil genutzt. In der Schweiz wird rund ein Quadratmeter Fläche pro Sekunde verbaut, meistens für ausgedehnte Einfamilienhaussiedlungen. Die Wohngebiete bewegen sich von den grösseren Stadtzentren weg in die Agglomeration, «entsprechend wächst auch die Pendlerdistanz», erklärt Hauser. Waren es 1970 noch 7,6 Kilometer, beträgt der Weg zur Arbeit im Jahr 2000 schon 12,4 Kilometer.

Die Studie «Zukunft des Wohnens – Wie wohnt die Schweiz morgen?» von Mirjam Hauser gibt es als Download unter www.stiftung-wohnkultur.ch.

«Das Haus ist für mich ein Rückzugsort», erklärt Kirsten Vorster.
In der gemütlichen Leseecke kann sich die dreifache Mutter prima entspannen.



Fotos: Helen Weiss

Kirsten Vorster liebt Antiquitäten: «Sie sind zeitlos und passen zu allem.» Die 39-Jährige schmückt ihr Haus gerne mit Blumen und zur Jahreszeit passenden Accessoires.

form verändert, sieht man meist am eigenen Leben: Als junge Erwachsene ist das Leben in einer Wohngemeinschaft spannend, der Wunsch nach Rückzugsmöglichkeiten hingegen gering. Während man sich in den Jugendjahren kaum vorstellen kann, in einem öden Bauernkaff zu wohnen, wünschen sich Eltern mehr Freiraum für die Kinder – die ländliche Idylle ist plötzlich nicht mehr gar so langweilig.

Zwei Stockwerke

Während Paare in der Regel bei der Gründung einer Familie in eine grössere Wohnung oder ein Haus umziehen, fand Susanne Kress mit ihrer Familie eine andere Lösung: «Die Wohnung über uns im Haus wurde frei, deshalb mieteten wir sie einfach dazu.» Zwar sei es anfangs etwas gewöhnungsbedürftig gewesen, zwei Küchen und zwei Badezimmer zu haben. «Doch wir haben oft Besuch, der bei uns übernachtet, deshalb ist diese Wohnsituation für uns ideal.» Sie hätten ein gutes Verhältnis zu den Nachbarn im Haus und im Quartier, «deshalb wollten wir hier bleiben».

Die vierköpfige Familie wohnt in einem hundertjährigen Mietshaus in Kleinhüningen, einem Basler Quartier nahe dem Rheinhafen. Die obere Wohnung wird zum Essen, Spielen und Lesen genutzt, unten ist Platz für das Büro und die Schlafräume. Die Einrichtung ist einfach und praktisch, aber mit einem persönlichen Touch und setzt sich aus Flohmarktmöbeln und Designer-Stücken zusammen. «Ich mag es, wenn Möbel eine Geschichte haben», so die 38-Jährige. Zudem seien gebrauchte Möbel ökologischer und gesünder, da sie keine Dämpfe von Leim und Lacken mehr verströmten. Die Wohnung mit insgesamt 138 Quadratmetern ist spärlich möbliert, denn für Kress ist Besitz eher belastend als beruhigend: «Ich muss noch heute das Gefühl haben, mobil zu sein und jederzeit umziehen zu können», meint sie lachend.

Individualität ist gefragt

Heute spricht man von der Wohnung als Bühne, die der Rolle, die man im Leben spielt, entspricht. Wie wir wohnen und uns einrichten, ist ein Spiegel unserer selbst, kurz: Man ist, wie man wohnt. «Dieser Aspekt ist umso wichtiger, da man heute oft Gäste einlädt. Deshalb will man sich in einem ansprechenden Rahmen präsentieren», sagt Mirjam Hauser vom Gottlieb Duttweiler Institut. «Zudem ist der Wohnraum in der Schweiz sehr stark genormt, deshalb kommt der Individualisierung der Wohnung ein besonderer Stellenwert zu.»

Zwar sind bei der Einrichtung auch heute noch deutliche Wohntrends zu erkennen, doch im Gegensatz zu den späten Nachkriegsjahren, als das Zusammengehörigkeitsgefühl mit resopalbeschichteten Nierentischen und gepolsterten Cocktailsesseln gestärkt werden musste, setzt man heute auf Individualität. Während man früher kaum Besucher empfangen konnte, ohne eine Wohnwand in der guten Stube stehen zu haben, ist die Einrichtung heute meist persönlicher gefärbt. Zwar besteht auch beim Mobiliar eine gewisse Normierung, die Individualität wird jedoch mit besonderen Accessoires, exotischen Pflanzen oder Reisesouvenirs unterstrichen. «Auch die Kombination der Möbel ist Ausdruck eines eigenen Stils», sagt Hauser. Zudem findet man in den modernen Wohnungen nicht selten selbst gezimmerte Möbel – Unikate, die in einer globalisierten Welt einen besonders hohen Wert haben.

Zeitlose Antiquitäten

Aber auch Antiquitäten mit einer Geschichte sind Ausdruck von Individualität. Kirsten Vorster hat in ihrem alten Reihenhaus in Basel die Familienerbstücke mit modernen Designermöbeln kombiniert. «Ich mag antike Möbel, da sie zeitlos sind und zu jedem Stil passen.» Die 39-jährige Mutter dreier Kinder ist mit ihrem Mann erst kürzlich vom Land in die Stadt umgezogen. Das Haus bildet einen idealen Rahmen für die Einrichtung: «Wir suchten sehr lange nach einem passenden Objekt, denn moderne Häuser aus Beton strömen für mich zu wenig Charme aus», erzählt sie.

Das Haus verfügt über drei Stockwerke und insgesamt 400 Quadratmeter Wohnfläche. Die Einrichtung ist edel und elegant, kostbare Accessoires unterstreichen die Individualität. «Mit dem Alter sind meine Ansprüche gestiegen», sagt Vorster. Sie arbeite momentan nicht, deshalb sei das Wohnen für sie ein grosses Stück Lebensqualität. «Für mich bedeutet Wohnen, auch den Kindern ein behagliches Daheim zu bieten.» Zudem sei das Haus für sie ein Rückzugsort, wo sie sich entspannen könne. «Und natürlich ist es ein Ausdruck meines Lebensgefühls, denn die Einrichtung sagt viel über das Innenleben eines Menschen aus.»

*wohnen*extra

Landhaus zum Tiefpreis

Kommt der schwedische Wohnstil auch in Japan, Russland oder den USA an? Ikea muss es wissen, denn der Möbelmulti betreibt seine Einrichtungshäuser in 36 Ländern auf vier Kontinenten. Doch auch die Schweiz hat ihre eigenen Wohnphilosophien. Carlos Friedrich*, Marketingleiter von Ikea Schweiz, kennt sie.

Interview: Richard Liechti

***Wohnen:* Als Ikea in den Siebzigerjahren das erste Möbelhaus in der Schweiz eröffnete, bedeutete dies eine kleine Wohnrevolution. Vorbei die Zeit, als junge Paare eine teure Aussteuer erwarben, die ein Leben lang halten musste. Nun pilgerte man nach Spreitenbach, um sich mit jugendlich-frischen und vor allem günstigen schwedischen Möbeln einzudecken. Wer sind heute Ihre Kunden?**

Carlos Friedrich: In den fast 35 Jahren, die seither verstrichen sind, haben wir uns natürlich weiterentwickelt. Noch immer meinen viele, Ikea sei besonders etwas für Junge. Doch unsere Wahrnehmung ist anders. In der Schweiz hat sich das Leben seither verändert. Singlehaushalte, Alleinerziehende, «Double income»-Paare – solche Wohnformen sind normal geworden. Viele Menschen leben mit Kindern, viele aber auch ohne. Deshalb richten wir unser Angebot heute auf unterschiedliche Lebenssituationen aus. Das schlägt sich zum Beispiel bei der Gestaltung unserer Musterwohnungen in den Einrichtungshäusern nieder.

Sind die Ikea-Kunden älter geworden?

Auch die Alterseinstufungen, mit denen wir arbeiten, haben sich verändert. Wir gehen heute davon aus, dass man erst mit 40 «etabliert» ist. Davor ist man quasi noch nicht reif genug, springt von einer Lebenssituation in eine andere.

Zwei Dinge dürften allerdings auch heute junge Leute ansprechen: die günstigen Preise und das Ikea-Prinzip, dass man die Möbel gleich mitnimmt und selbst zusammenbaut.

Tatsächlich sind junge Leute preissensibler als ältere. Allerdings wollen wir heute doch alle «smart shopper» sein und den besten Gegenwert für unser Geld herausholen. Dann sind wir auch bereit, unseren Teil beizutragen. Für diejenigen, die Transport und Montage nicht übernehmen wollen, bieten wir heute allerdings auch diese Services an.

Ikea-Möbelhäuser finden sich in allen Ländern Westeuropas, aber auch in Australien, Japan, Russland oder den USA. Verkaufen Sie tatsächlich auf der ganzen Welt das gleiche Sortiment?

Das stimmt, die grosse Mehrheit unserer Produkte ist einheitlich. Das ist gerade die grosse Stärke von Ikea. Denn dadurch können wir riesige Mengen effizient herstellen.

Würde es sich nicht lohnen, für grosse Wachstumsmärkte eigene Produkte zu entwickeln? Ich denke zum Beispiel an Fernost, wo die Menschen einen anderen Geschmack haben als in Westeuropa.

Tatsächlich liegt der Fokus unserer Expansionspläne in Asien. Dort haben wir auch wirklich festgestellt, dass die Menschen andere Wohnbedürfnisse haben und noch wesentlich preissensibler sind als in den etablierten Märkten in Europa. Deshalb führen wir dort bestimmte eigene Produkte. Die berühmten schwedischen Fleischbällchen bieten wir jedoch auch in China an.

Gibt es eigentliche Flops – Produkte, die in einem bestimmten Land überhaupt nicht liefen?

Hier muss man sich erst mal vor Augen halten, dass wir über 9500 Produkte führen. Dazugelernt haben wir sicher in den USA. Nämlich dass dort alles wesentlich grösser ist als in Europa. Das gilt zum Beispiel für die Betten oder für die Fernsehmöbel. Wir haben uns am Anfang auch gewundert, warum wir in Amerika so wenig Gläser verkauften, dafür umso mehr Krüge und Vasen. Bis wir feststellten, dass sie halt gewohnt waren, sehr grosse Gläser zu haben und deshalb die Krüge und Vasen fürs Trinken benutzten. Da haben wir unser Sortiment sofort angepasst.

Vielerorts gibt es auch ganz besondere Wohnsitten. In Japan etwa schläft man auf dünnen Matten . . .

Gerade die Schlafkulturen sind auf der ganzen Welt verschieden. So gibt es bekanntlich Latex-, Schaumstoff- und Federkernmatratzen. Ob kleine, grosse, dicke, dünne Menschen, ob Seiten-, Bauch- oder Rückenschläfer – jeder Matratzentyp ist gleich gut geeignet. Trotzdem bevorzugen zum Beispiel die Schweizer Latex oder Schaumstoff, während in Skandinavien oder den USA Federkern üblich ist. In Japan standen wir vor dem Phänomen, dass die Menschen dort viel weniger Wohnfläche zur Verfügung haben als in Europa. Trotzdem gibt es Dinge, auf die man in einer Wohnung nicht verzichten kann. Wir standen also vor der Herausforderung, Muster-

wohnungen einzurichten, die unser Sortiment in sehr kleinen Räumen zeigen.

Auch was Formen und Farben anbelangt, unterscheiden sich die Geschmäcke – nicht nur zwischen den Ländern, sondern auch den einzelnen Menschen. Wie tragen Sie dem Rechnung?
In der Ikea reden wir von vier Stilen, die wir anbieten: Da wäre zum einen der Landhausstil, der sich durch Schnörkel und Ornamente auszeichnet, und zum andern der moderne Stil, mit modischen Hölzern und Hochglanzmaterialien. Hinzu kommen der skandinavische Stil mit klaren und hellen Farben sowie «Young Swede», wo wir uns auf die schwedischen Wurzeln besinnen und gewagte junge Modelle vorstellen. Die Realität sieht heute jedoch so aus, dass die Stile gemischt werden. Die Menschen lieben Wohncollagen, vielleicht noch kombiniert mit einem geerbten alten Stück. Und: Wer hat heute schon das Geld und die Energie, um alles auf einmal zu kaufen? Man stellt sich peu à peu die Einrichtung zusammen.

Welche Wohnphilosophie hat der Schweizer Ikea-Kunde?
Die Schweiz ist durch eine Vielfalt von Wohnstilen gekennzeichnet, was mit der hohen Ausländerquote zusammenhängt. Der populärste Einrichtungsstil in der Deutschschweiz ist der moderne, zusammen mit dem skandinavischen. In der Westschweiz ist es dagegen der Landhausstil. Generell gilt, dass die Mischung verschiedener Stile in der Schweiz sehr populär ist. Ein weiteres Merkmal: Die Schweizer sind etwas «farblos», spielen viel weniger mit Farben, als dies andere Nationen tun. Allerdings spüre ich einen Trend, dass auch die Schweizer hier mutiger werden.

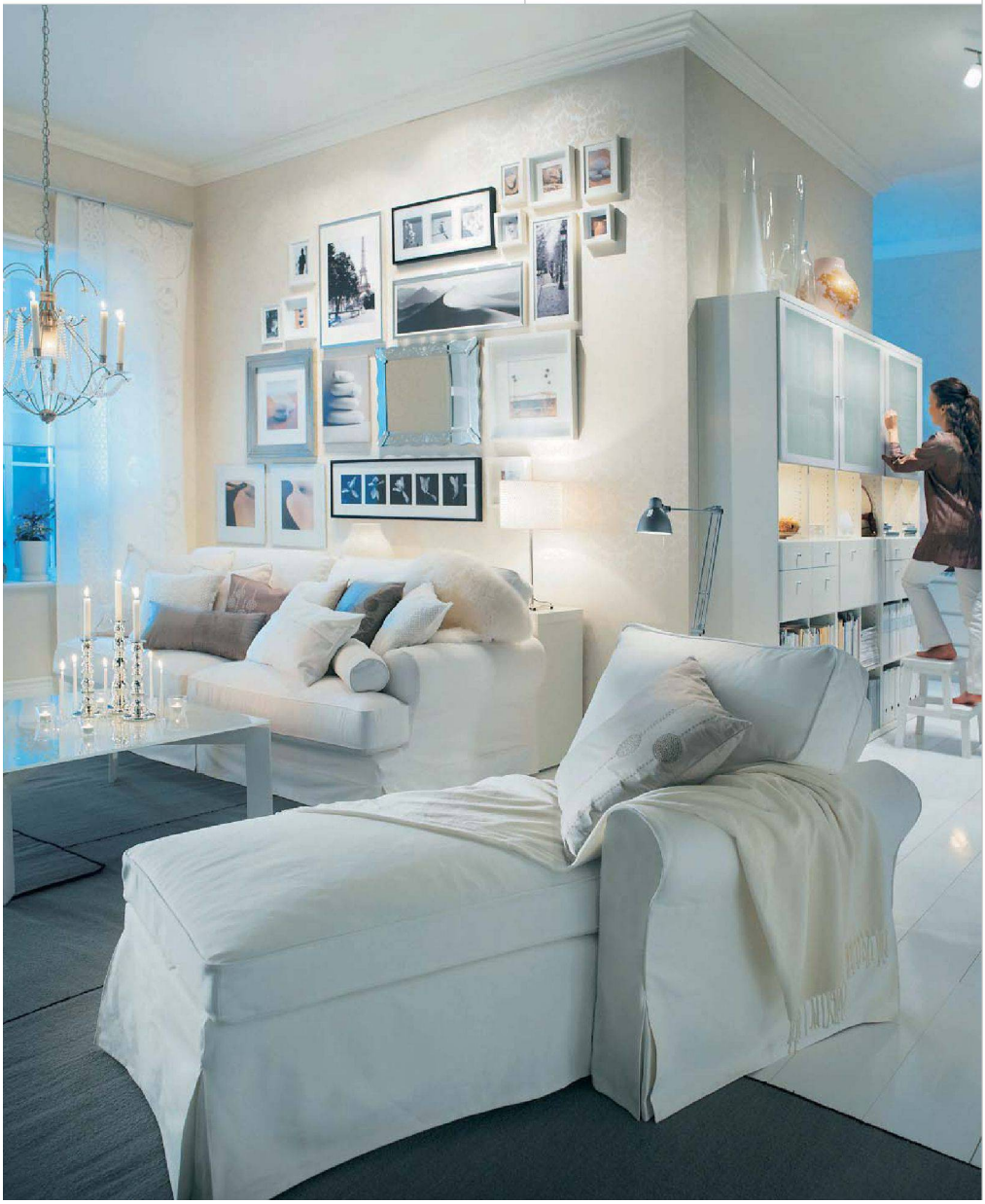
In den Genossenschaftswohnungen leben viele junge Familien, die über kein grosses Wohnbudget verfügen. Worauf sollte eine solche Familie achten, wenn sie sich einrichten will?
Sie sollte ihre Wohnverhältnisse zuerst genau anschauen, insbesondere die Wohnungsgrösse, und sich überlegen, wo die Prioritäten liegen. Ist etwa im Wohnzimmer das Fernsehen zentral oder das Gesellschaftliche? Im ersten Fall müsste man eher auf eine schöne Couch setzen, im zweiten auf einen grossen Tisch. Idealerweise lassen sich die Bedürfnisse natürlich kombinieren. Wichtig ist auch das Elternschlafzimmer, das gerade Frauen als Rückzugsmöglichkeit schätzen. Eine grosse Herausforderung ist schliesslich die Aufbewahrung, die geschickte Planung und Platzierung der Schränke.

Mal angenommen, eine solche Familie verfügt über ein minimales Budget. Wieviel muss sie einsetzen, um bei Ihnen eine Wohnung zu möblieren?
Wenn wir von der kompletten Einrichtung einer Vierzimmerwohnung ausgehen – da sollten 5000 Franken reichen für eine schöne und funktionelle Wohnungseinrichtung.

Wagen wir noch einen Blick in die Zukunft. Was sind die Wohntrends?
Beim Stil ganz klar: Landhaus. Das hat mit dem «Cocooning» zu tun, dem Rückzug in die trauten vier Wände. Davon spricht man ja schon lange, doch nun wird es Realität. Eine Aussenwelt, über die man zunehmend die Kontrolle verliert, trägt dazu bei, dass man sich in seinem «Nest» wohlfühlen will. Deshalb sind auch Cheminées so im Trend, kuschelige Decken, Ornamente und wärmere Farben. Weil es draussen so viel Negatives gibt, versuchen die Menschen, ihre eigene Welt warm zu gestalten.

wohnenextra

**Carlos Friedrich, 1967 in Argentinien geboren, ist in Europa und Südamerika aufgewachsen. Nach dem Studium der Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation arbeitete er bei bekannten Werbeagenturen, unter anderem als Berater für Ikea. Seit 2003 ist er Marketingleiter von Ikea Schweiz und Mitglied der Geschäftsleitung. Er lebt mit seiner Frau und den zwei kleinen Töchtern in der Nähe von Zürich in einem Fünfeinhalbzimmer-Hausteil.*



Fotos: Ikea

Der Landhausstil ist im Trend. Ein möglicher Grund: In einer Welt, über die man zunehmend die Kontrolle verliert, richtet man sein Zuhause möglichst warm und kuschelig ein.

So wohnen Einwanderer in der Schweiz (1)

Sofa statt Bänke

Die kurdische Familie Polat lebt zu fünft in einer Basler Dreizimmerwohnung. Aber im engsten Familienkreis ist man selten – fast jeden Tag kommt Besuch.

Fotos: Annett Altvater

Von Annett Altvater

Schon im Treppenhaus duftet es nach Gebäck. Der flache, quadratische Glastisch im Wohnzimmer sieht einladend aus. Äpfel und Orangen stapeln sich auf einem Teller, frische Erdbeeren glänzen, Gummibärchen warten darauf, vernascht zu werden. Das Potpourri in der ausladenden Schale passt perfekt zu den rot leuchtenden Sitzmöbeln. Sevim und Mehmet Polat (beide 39) haben auf der Couch Platz genommen. Ihre Söhne Ferhat (16) und Erdin (18) sind noch in der Küche beschäftigt. Erdin platziert zwei Teller auf dem Tisch, die mit backfrischen Pohaca beladen sind.

Sevim Polat, die unter der Woche als Zimmermädchen im Dorint-Hotel arbeitet, hat die Teigtaschen mit würzigem Hackfleisch, Schafskäse oder Kartoffeln gefüllt. Dazu bietet Ferhat Tee an. Der dunkle Sud zieht in einem Teekessel durch. Ferhat giesst kleine bauchige Gläser zu einem Drittel voll und füllt dann heisses Wasser auf. Familie Polat ist routiniert darin, Gäste zu bewirten. Heute ist Mehmets Cousin Öskan auf einen Sprung vorbeigekommen. «Wir haben fast jeden Tag Besuch», sagt Mehmet. Für die Nachbarin eine Etage tiefer sei das anfangs gewöhnungsbedürftig gewesen. «Früher hat sie sich manchmal bei uns beschwert, dass wir zu laut seien. Aber heute macht sie sich Sorgen, wenn sie nichts von uns hört», lacht Mehmet. Man kommt gut miteinander aus.

Ordnung muss sein

Mehmet Polat stammt aus dem kurdischen Teil der Türkei. Mit 13 Jahren kam er nach Deutschland, seit vier Jahren arbeitet er in der Kleinbasler Autogarage seines Bruders. Seine Frau Sevim ist Holländerin mit kurdischen Wurzeln, die beiden Söhne sind in Deutschland geboren. Die vierköpfige Familie lebt seit vier Jahren in der Dreizimmerwohnung in Kleinbasel. Sie essen in der schlauchartigen, aber geräumigen Küche, reden und streiten im Wohnzimmer und teilen sich ein Bad.

Klar, dass auf den 64 Quadratmetern kein Platz für Unordnung ist. Auf den Betten liegen Tagesdecken, die Kleider sind in voluminösen Schränken untergebracht und das Parkett glänzt. Auch im Zimmer von Ferhat und Erdin liegt nichts Überflüssiges herum, der einzige Wandschmuck ist eine Wandkarte mit den kurdischen Siedlungsgebieten.

Erst heiraten, dann ausziehen

Seit einigen Monaten wohnt der Cousin der beiden Brüder ebenfalls bei den Polats. Jetzt schlafen drei fast erwachsene Männer in einem Raum. Damit das dritte Bett überhaupt Platz hat, sind Mehmet und Sevim vom grösseren Zimmer mit Balkon ins kleinere Kinderzimmer umgezogen. Die beiden Söhne stört es nicht, dass sie auf so engem Raum zusammenleben müssen, sie verstehen sich blendend. Für Erdin, der eine Anlehre als Küchenangestellter macht, und Ferhat, der Automechaniker werden will, wird sich an der Situation so schnell auch nichts ändern: «In unserer Kultur wohnen die Kinder so lange bei den Eltern, bis sie heiraten», erzählt Mehmet.

Natürlich dürften die beiden ausziehen, wenn es ihnen in der elterlichen Wohnung nicht mehr gefalle, fügt er hinzu. Sevim hingegen meint, sie würde es nicht gerne sehen, wenn ihre Jungs allein wohnten. Dies, obwohl die beiden kochen können und auch sonst gut im Haushalt zurechtkommen.

Kurdische Erinnerungen

Im Wohnzimmer wird die dritte Runde Tee serviert. Der Blick fällt auf das Fernsehschränkchen, das von einem weissen Stein aus der Heimat von Mehmet und Sevim geschmückt wird; an der Wand hängt das «Nazar Boncugu», das Blaue Glasauge, das gegen den bösen Blick schützen soll. Aus gerahmten Fotos blicken Sevims Eltern und Mehmets Vater ins Wohnzimmer.

Wäre es nicht so kostspielig, würde Familie Polat ihr Wohnzimmer liebend gern auf kurdische Art einrichten: mit flachen Bänken, vielen Kissen und Wandteppichen, wie bei ihrer Familie im Osten der Türkei. Immerhin erinnere die rote Couch mit den bunten Kissen auf den Armlehnen an ihre kurdische Kultur, sagt Sevim. «Deshalb habe ich sie gekauft.»

*wohnen*extra

Fotos: Annett Altvater

So wohnen Einwanderer in der Schweiz (2)

Ohne Gewürze geht es nicht

Die Küche ist für die tamilische Familie Murugesu der wichtigste Ort der Wohnung. Vor der Wohnungsausstattung kommen jedoch die Bedürfnisse der Kinder.

Von Annett Altvater

Mit einem warmen Lächeln öffnet Nagesari Murugesu (53) die Wohnungstür. Sie führt die Besucherin den langen Gang entlang, von dem man in vier Zimmer gelangt. Geradeaus befindet sich ein kleines Bad, die Küche geht nach vorn auf die Strasse hinaus, und auf einem sonnigen Balkon grünt es. Sofort fallen die Funkuhren mit Temperaturanzeige auf, die im Flur, in der Küche und im Wohnzimmer angebracht sind. «Mein Mann Sivapalan will immer wissen, wie kalt es draussen ist», erklärt Nagesari.

Sivapalan macht sich jeden Morgen um fünf Uhr auf den Arbeitsweg zur Migros. Nagesaris regulärer Arbeitstag beginnt erst am Abend, wenn sie drei Stunden als Reinigungskraft arbeitet. Zusätzlich engagiert sich die tamilische Schweizerin aus Sri Lanka als interkulturelle Übersetzerin für das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz und in tamilischen Vereinen. Sonst erledigt sie die Hausarbeit, bereitet sich auf ihre Arbeit vor oder kocht das Mittagessen für sich und ihre beiden Teenager. Sivapalan kehrt erst abends von der Arbeit heim.

Scharfe Saucen

«Mittags nehmen wir traditionell unsere Hauptmahlzeit ein», sagt Nagesari Murugesu, brüht mit schnellen, geübten Handgriffen Kaffee auf und wärmt Milch auf der Herdplatte. «Ohnehin kochen wir sehr viel.» Deswegen achtete sie in erster Linie auf die Ausstattung und Grösse der Küche, als die Familie vor sieben Jahren in die geräumige Vierzimmerwohnung im Basler Quartier Gundeldingen zog.

Die Küche bietet Platz für einen ausziehbaren Tisch, den ein blaues Wachstuch mit Entenmotiv abdeckt, ein grosses Arsenal an Pfannen, Töpfen und einen unerschöpflichen Vorrat an Gewürzen, die Nagesari in tamilischen Geschäften einkauft. Neben dem Herd steht der Reiskocher, der intensiv genutzt wird, denn Reis gehört zu jedem typisch tamilischen Gericht. Ebenso oft ist die Küchenmaschine im Einsatz, mit der Nagesari Gewürze wie Kardamom, Kreuzkümmel und Koriander zu Pulver mahlt, der Grundlage für ihre scharfen Saucen.

Musikalische Kinder

Die Küchenmaschine ist einer der wenigen Gegenstände, die Nagesari aus Sri Lanka mitbrachte, als sie vor 20 Jahren ihrem politisch verfolgten Mann in die Schweiz folgte. Sivapalan arbeitete in seiner Heimat als Lackierer, Nagesari war Lehrerin. Hier führen die beiden ein bescheidenes Leben. Möbel kauften sie früher vor allem gebraucht. Aber inzwischen seien auch neue Sachen günstig zu haben. Wichtiger als die Wohnungsausstattung sind jedoch die Bedürfnisse der Kinder: Die teurere Wohnung leisten sich Murugesus, weil Briyanka (17) und Kanthamen (18) eigene Zimmer bekommen sollten.

Und auch Musikunterricht muss drin liegen. In Kanthamens Zimmer liegt ein Saxophon, in Briyankas Raum steht das traditionelle Saiteninstrument, die Sitar, in der Zimmerecke; ausserdem spielt sie Violine. Früher führte das Üben manchmal zu Reklamationen. «Ich habe dann mit meiner Nachbarin geredet, inzwischen ist das kein Problem mehr.» Schwierigkeiten hatten manche Nachbarn auch schon mit den intensiven Gerüchen der Gewürze, die zu einem tamilischen Essen gehören. Nagesari wiederum musste sich daran gewöhnen, dass sie nur zweimal im Monat die Wäsche – vor allem Sportsachen der Kinder und die Arbeitskleidung ihres Manns – waschen kann.

Hindu-Altar mit Marienfigur

Aber egal, was Nagesari vorhat: Morgens betet sie einige Minuten vor einer Vitrine, über der Bilder des elefantenköpfigen Gottes Ganesha und weiterer hinduistischer Gottheiten hängen. Auf dem Schränkchen steht eine Schale mit einem leuchtend roten Pulver – Kurkuma vermischt mit Zitrone –, Kerzen sind platziert, ausserdem drei Marienfiguren.

Was macht die Maria aus Lourdes auf dem Hindualtar? «Die habe ich von meiner Pilgerfahrt mitgebracht», erzählt Nagesari. Im Hinduismus herrscht die Auffassung vor, man bete mit jedem Gebet das höchste Göttliche an, weil alle Götter Erscheinungsweisen des einen Gottes seien. Nagesari lacht. «Ich mag eben Maria.» *wohnen*extra

Fotos: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich

Genossenschaftlich wohnen einst und jetzt. Die Zeiten haben sich geändert, doch genossenschaftliche Werte wie Nachbarschaftlichkeit sind nach wie vor wichtig. Im Bild eine historische Aufnahme der Siedlung Burriweg (Baufreunde) sowie die 2004 erstellte Siedlung Steinacker (ASIG).

Genossenschaftlich wohnen – eine Philosophie?

Der Gemeinsinn lebt

Einst standen sie ein für eine gerechtere Welt. Heute klagen viele Baugenossenschaften über den Zerfall der traditionellen Werte. In den Siedlungen fehle es an Gemeinsinn und Solidarität. Eine Mieterbefragung zeigt: Das stimmt nur zum Teil. Und für manche bedeutet die Genossenschaft immer noch die Erfüllung ihres Wohntraums.

Von Richard Liechti

Genossenschaftlich wohnen – eine Philosophie? In der Gründerzeit der Baugenossenschaften war es viel mehr. Nichts zeigt dies deutlicher als das vielzitierte Wort von Dora Staudinger. Nicht nur Wohnungen baue die Genossenschaft, schrieb das Vorstandsmitglied der ABZ anno 1924, vielmehr baue sie an einer neuen, besseren Menschengemeinschaft, in der einer den andern nicht bekämpfen und übervorteilen müsse.

Solcher Optimismus verwundert kaum, war ihre Genossenschaft, heute die grösste im Land, doch durch eine Vielzahl solidarisch geleisteter Batzen entstanden. Der Pioniergeist der Genossenschaftsbewegung dauerte bis weit in die Mitte des Jahrhunderts. Ja, nach dem Zweiten Weltkrieg erreichte er, zumindest in quantitativer Hinsicht, einen Höhepunkt. Frisch gegründete Baugenossenschaften stemmten sich der immensen Wohnungsnot entgegen und stampften ganze Strassenzüge und Quartiere aus dem Boden.

Die Siedlung – das Daheim

Dass man als Genossenschafterin und Genossenschafter mit anpackte, war Ehrensache. Samstägliche Fronarbeit trug zum Gedeihen der Siedlungen bei. Diese waren ein Stück heile Welt, wo man sich kannte und beistand. Der Arbeitsalltag, zu Beginn des Jahrhunderts von desolaten Bedingungen geprägt, hatte draussen zu bleiben. Davon zeugen Namen wie «Daheim», «Heimat» oder gar «Heimelig», auf die man auch Genossenschaften an urbanster Lage taufte.

Doch auch der bessere Mensch war nicht frei von allzu menschlichen Eigenschaften. Wo man eng aufeinander lebte, blühten Klatsch, Neid, Missgunst. Wer sich nicht eisern an die Tugenden jener Zeit hielt, für den konnte es eng werden in der Genossenschaftssiedlung. Davon legt der auf Seite 12 abgedruckte Bericht Zeugnis ab, ein Dokument aus dem *wohnen*-Archiv. Die blutjunge Frau eines Genossenschaftspräsidenten beschreibt darin ihre ersten Gehversuche in einer Wohnsiedlung der 1940er-Jahre. Und eckt prompt an, weil sie lieber Bücher liest, als zweihundert Gläser Früchte einzumachen.

Auch immaterielle Werte

Seither hat sich vieles verändert. Nicht nur dass kaum noch jemand Früchte einmacht. Das einstige genossenschaftliche Zielpublikum, die Arbeiterklasse, gibt es längst nicht mehr. Auf eine günstige Wohnung sind zwar immer noch viele Menschen angewiesen. Doch ihre Zusammensetzung ist heute höchst unterschiedlich: Hunderttausende von Menschen sind eingewandert. Neue Lebensformen sind üblich geworden, auch bei den Familien, auf die sich die meisten Baugenossenschaften immer noch konzentrieren. Gleichzeitig ist die Bedeutung der eigenen vier Wände grösser denn je. Für viele bieten sie eine Rückzugsmöglichkeit aus dem stressigen Alltag. Der Nachbar ist oft nur mehr ein Störfaktor. Eröffnet sich eine Verbesserung der Wohnsituation, zieht man weg. Spielt es da noch eine Rolle, ob der Vermieter zufällig eine Baugenossenschaft ist?

Ja, meinen viele Baugenossenschaften. In der Stadt Zürich haben sie im vergangenen Jahr, als der gemeinnützige Wohnungsbau seinen hundertsten Geburtstag feierte, alle Vorteile des genossenschaftlichen Wohnens zusammengetragen und der Bevölkerung vor Augen geführt. Das sind eben nicht nur die tieferen Mietzinse, das Mitspracherecht des Mieters, der auch Genossenschaftsmitglied ist, oder der grössere Kündigungsschutz. Dazu gehören auch im 21. Jahrhundert immaterielle Werte wie Nachbarschaftshilfe, gemeinschaftliche Aktivitäten, besondere Angebote für Betagte oder Kinder. Lesen Sie selbst nach unter www.mehralswohnen.ch.

Mehr Vertrauen in die Nachbarn

Den Genossenschaftsgeist der frühen Jahre, hinter dem, wie das Dokument der Zeitzeugin beweist, bisweilen auch die sozialen Zwänge lauerten, wird heute niemand mehr verlangen. «Zu meinen, jemand komme aus Idealismus zu einer Baugenossenschaft, wäre Sozialromantik», sagt etwa ABZ-Präsident Peter Schmid. «Man wird nicht als Genossenschafter geboren, sondern man muss erst dazu werden – durch die positiven Erfahrungen, die man mit dem genossenschaftlichen Wohnen macht.» Eine Mieterbefragung in der Stadt Zürich beweist nun, dass die Welt in den Genossenschaftssiedlungen tatsächlich ein Quäntchen heiler ist: 86 Prozent der Genossenschafterinnen und Genossenschafter sind mit ihrer Wohnung sehr zufrieden, immerhin acht Prozent mehr als bei «normalen» Mietern.

Auch das Verhältnis zum Nachbarn ist in der Genossenschaftssiedlung entspannter. Vor allem bei den Familien: Sie vertrauen ihren Nachbarn deutlich mehr, als dies in anderen Mietshäusern der Fall ist. In der Genossenschaftssiedlung ist man nicht nur eher bereit, einander mit ein paar Eiern auszuhelfen oder der betagten Nachbarin eine Lampe aufzuhängen, man würde sich auch eher zum Essen einladen, die Kinder hüten oder gar persönliche Angelegenheiten bereden. Die über 65-jährigen Genossenschaftsmieter sind bei privaten Einladungen und Gesprächen allerdings zurückhaltender. Das hat wohl etwas mit der Lebenserfahrung zu tun.

Jedem Dritten ist es egal

Da mag es kaum verwundern, dass sich die genossenschaftlichen Mieter auch deutlich öfter ehrenamtlich engagieren: Immerhin 55 Prozent haben dies in den letzten fünf Jahren getan; 41 Prozent sind es bei den anderen Mietern. Dazu passt, dass die freiwillige Tätigkeit häufiger Haus, Siedlung oder Quartier betraf. Gibt es keinen Wermutstropfen? Doch, und zwar einen ziemlich dicken. Rund ein Drittel der genossenschaftlichen Mieter, fand man bei der Umfrage heraus, sind sich nämlich gar nicht bewusst, dass sie bei einer Genossenschaft leben. Die Öffentlichkeitsarbeit ist also längst nicht getan.

Zur Familie der Baugenossenschaften gehören jedoch nicht nur grosse Wohnungsvermieter, sondern auch zahlreiche Kleingenossenschaften, in denen sich Gleichgesinnte zusamenschliessen. Und es entstehen immer wieder neue: Wer im 21. Jahrhundert eine Baugenossenschaft gründet, hat allerdings nicht selten graue Haare. Nicht weil dies derart kompliziert wäre, sondern weil sich das Modell Genossenschaft für das Wohnen im Alter besonders eignet. Denn immer mehr Menschen wünschen sich, wenn die Kinder längst ausgeflogen und Haus oder Wohnung zu gross geworden sind, eine neue Wohnform. Sie möchten gemeinsam mit Bekannten oder ähnlich Gesinnten, die sich gegenseitig unterstützen, alt werden.

Gemeinsam Wohnträume erfüllen

Dank solcher Altersgenossenschaften erfüllen sich immer wieder wahre Wohnträume: etwa für jene Seniorengruppe, die das Stürlerhaus in Bern, einen imposanten Bau aus dem 17. Jahrhundert, erwerben und für ihre Zwecke umbauen konnte, oder für die Hausgemeinschaft Solinsieme in St. Gallen, die in einer früheren Textilfabrik Lofts und Gemeinschaftsräume einrichtete. Andere Neugenossenschaften schaffen nicht nur für einige Auserwählte attraktiven Wohnraum. Dabei zeichnet sich ein Trend ab: Gemeinden, in denen Alterswohnungen fehlen, unterstützen die Gründung von

Wohnträume erfüllt: Senioren-Hausgemeinschaften Stürlerhaus (Bern) und Solinsieme (St. Gallen).

Foto: Nik Hunger

Fotos: Ursula Meisser

Eine Genossenschafterin erinnert sich

«Die Kontrolle funktioniert eisern»

Der nachstehende Text aus dem *wohnen*-Archiv schildert das Genossenschaftsleben in den 1940er-Jahren. Die Verfasserin ist anonym geblieben.

Mit anpacken war Ehrensache in der Genossenschaftssiedlung. Die Aufnahme stammt aus der «Anbauschlacht» während des Zweiten Weltkriegs. Foto: GBL

Im zarten Alter von 21 Jahren zog ich in ein kleines Einfamilienhaus der ersten Baugenossenschaft, die mein Gatte zusammen mit anderen initiativen Männern gegründet hatte. Man braucht kein Sherlock Holmes zu sein, um daraus den Schluss zu ziehen, dass er viel älter ist als ich; denn mit 21 Jahren gründet und präsidiert man keine Baugenossenschaft. Zu jenem Zeitpunkt machte ich mir darüber keine Gedanken. Es ist das Vorrecht der Jugend, unbekümmert zu sein, und das war ich und vergnügt und puppenlustig dazu. Die Genossenschaft befand sich im Aufbaustadium, und ich schärfte meinem Eheliebsten vor der Versammlung, an der die Häuser zugeteilt wurden, ein, er möge ja nicht ein Eckhaus wählen. Das sei viel zu teuer für uns. Er musste trotzdem ein solchiges nehmen. Niemand wollte es. Ich war zuerst ein wenig muff, aber ich fand mich dann rasch damit ab.

Item, wir zügelten mit unseren Klamotten in das Vierzimmerhäuschen, und ich war sälig, was sälig heisst. Ich war weit und breit die jüngste Frau, was mich nicht im geringsten störte, und ich war zudem, was ich vorerst nicht realisierte, ein wenig anders als der Durchschnittstyp der uns umgebenden Hausfrauen. Nämlich war ich nicht geneigt, mich dem Haushalt mit Haut und Haaren zu verschreiben, sondern pflegte nebenher eigene Interessen, las stundenlang Bücher auf dem «Schtägli» vor dem Wohnzimmer und besuchte Bildungsveranstaltungen. Das nahm man mir übel, und ein gewisser Hausfrauentyp fing an, unangenehme Bemerkungen zu machen und mir vorzuwerfen, ich hätte es schön. Die eine sagte, sie hätte nie Zeit, im Garten zu sitzen, und sie habe diesen Sommer 200 Gläser mit Früchten eingemacht. Wozu hätte ich denn 200 Gläser einmachen sollen? Wir hausten zu zweien und hatten keinen Bedarf dafür.

Ich musste einiges einsacken, nicht nur von Frauen, auch von Männern. Alles, was bei mir nicht nach dem gewohnten Schema abgehalten wurde, forderte ihre Kritik heraus, die sie bei meinem Mann platzierten, und er übermittelte mir die Stimme des Volkes, was sehr lehrreich für mich war. Sachte bekam ich eine Ahnung davon, wie sehr man in einer kleineren Genossenschaft, die eine starke Ähnlichkeit mit einem kleinen Dorf hat, in dem jeder jeden kennt, kontrolliert und kritisiert wird, erlaubt man es sich, auch nur eine Spur aus der Reihe zu tanzen. Die Kontrolle funktioniert eisern, und der Gwunder ist ungeheuer. Überall in kleinen Verhältnissen floriert die Neugierde, und es empfiehlt sich, pickelhart auf dem Pfade der Tugend zu wandeln, ansonst man nichts zu lachen hat. Sogar auf dem Pfade der Tugend wird an einem, besonders wenn man eine Frau ist, herumgenörgelt, verhält man sich nicht aufs Tüpfelchen so wie die andern, und bei einer jungen Frau nimmt man sich sowieso noch mehr heraus als bei einer älteren.

Ich liess mich durch die diversen Nadelstiche nicht gross beirren, aber mit der Zeit kamen sie mir doch aufs «Gäder». Was tut man in einem solchen Fall? Man passt sich äusserlich an, wäscht das Geschirr punkt um ein Uhr ab und liest nicht mehr auf dem «Schtägli», sondern drinnen, um dem Gemecker die Spitze abzubrechen.

Foto: *wohnen*

Junggenossenschaft: Beim Projekt Hohlraum (Zürich) wurden ehemalige Hausbesetzer zu Hausbesitzern.

Baugenossenschaften. Auf diese Weise sind in den vergangenen Jahren eine ganze Reihe von neuen Genossenschaften entstanden, die, meist an zentraler Lage im Ortskern, Neubauten errichteten.

Binningen, Mels, Niederhasli, Schönbühl oder Wassen sind nur einige Gemeinden, die auf dieses Modell gesetzt haben. Zu den altersgerechten Wohnungen gehören gemeinsame Einrichtungen, etwa ein gemütliches Café, aber auch Hilfs- und Pflegedienstleistungen, die das selbständige Wohnen erleichtern. Genossenschaftlich wohnen im Alter – dieser Wohnphilosophie scheint die Zukunft zu gehören. Doch auch junge Menschen wagen sich immer wieder an die Gründung von Genossenschaften, um ihre Wohnvorstellungen in die Tat umzusetzen. So sind kürzlich in Genf und Zürich neue Genossenschaften entstanden, die aus der Hausbesetzerszene hervorgingen. Eine andere junge Genossenschaft in Uster, mit sinnigem Namen «Traum», hat ihre Wurzeln in Studentenkreisen.

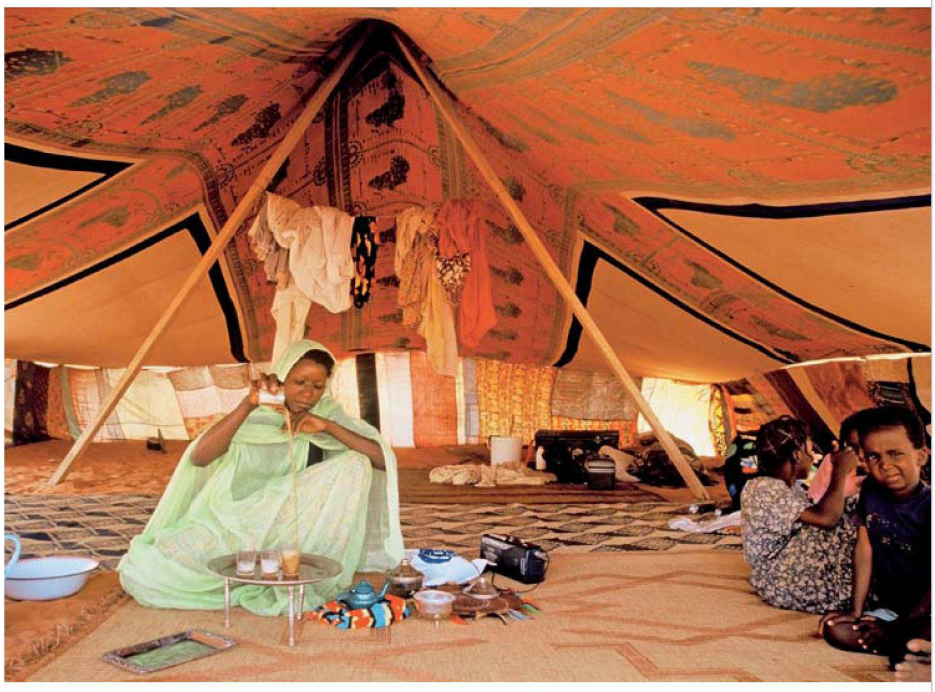
Geld und Geist

Fragt man bei den frischgebackenen Haus-Mitbesitzern nach, warum sie sich für die Rechtsform Genossenschaft entschieden haben, erhält man zwar stets die gleiche Antwort: wegen des Geldes. Das Kapital, das zusammenkommt, wenn möglichst viele Menschen Genossenschaftsmitglied werden und Anteilscheine erwerben, bildet den Grundstock für die Verwirklichung der Wohnträume. Zudem profitieren Genossenschaften von Darlehen des Bundes oder sie erhalten einen zinsgünstigen Zustupf vom SVW-Solidaritätsfonds, der von den bestehenden Genossenschaften gespeist wird. Doch es zählt nicht nur das Pekuniäre. All diese neuen Projekte zeichnen sich durch genossenschaftliche Tugenden wie Gemeinschaftlichkeit und gegenseitige Unterstützung aus. Auf die Tradition der Genossenschaftsbewegung werden sie sich zwar kaum berufen, doch eines steht damit fest: Der ursprüngliche Genossenschaftsgeist lebt. *wohnen*extra

Eine Ausstellung zeigt die Wohnphilosophien der arabischen Welt

Leben unter dem Halbmond

Das Vitra Design Museum in Weil am Rhein bei Basel gibt noch bis zum 31. August einen spannenden Einblick in die Wohnkulturen der arabischen Welt.



Fotos: Deidi van Schaewen

Seltene Einblicke in die Privatsphäre: Wohnungen in Mauretanien (oben), Südägypten, Tunesien und Saudiarabien (unten).

Unser Wissen über die arabischen Länder beschränkt sich, bedingt durch die politische Situation, zumeist auf die täglichen Nachrichten aus Politik und Gesellschaft. Mythos und Realität der arabischen Welt untersucht nun das Vitra Design Museum in seiner Ausstellung «Leben unter dem Halbmond», die einen umfassenden Überblick über die faszinierenden arabischen Wohnkulturen gibt. Die Ausstellung zeigt, wie unterschiedlich man zwischen Marokko, Syrien und der arabischen Halbinsel wohnt – von den Nomadenzelten der Tuareg und der Beduinen über marokkanische Kasbahs, prächtige Hofhäuser in Städten wie Marrakech, Damaskus oder Kairo bis hin zu Gebäuden des 20. Jahrhunderts. Mit den Interieurs der Privathäuser öffnet «Leben unter dem Halbmond» dem Besucher zudem eine bislang kaum bekannte Sphäre der arabischen Welt, denn diese wird hier seit je streng vor Fremden geschützt. Weitere Informationen: www.design-museum.de

Wer nicht nach Weil am Rhein reisen mag, dem sei das begleitende Buch «Leben unter dem Halbmond» empfohlen, (Hrsg. Alexander von Vegesack, Mateo Kries, 320 Seiten, 430 Abbildungen, Vitra Design Museum, 60 Euro). *(rl)*

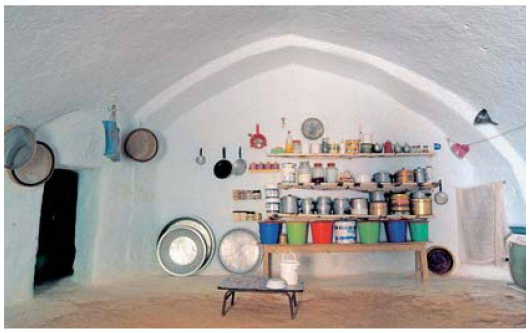


Foto: Thierry Mauger

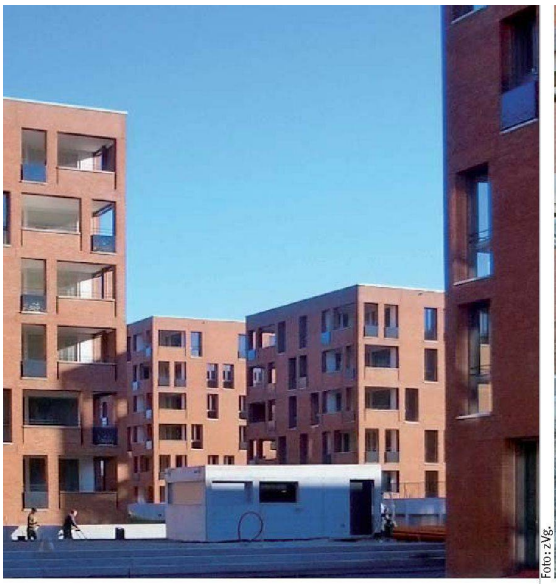


Foto: zVg.

Foto: *wohnen* extra

Andrea Häuptli und Andi Gloor
sind in eine verdichtete Neubausiedlung gezogen

«Ein optimaler Kompromiss»

Sicher nicht an den Stadtrand und nicht in so einen verdichteten Neubau, hatten sich Andrea Häuptli und Andi Gloor gesagt. Heute, ein Jahr nach ihrem Einzug in die ABZ-Siedlung Ruggächern in Zürich Affoltern, sehen sie es anders.

Von Paula Lanfranconi

«Häsch Guetsli mitbracht?», fragt Anna (3) und strahlt mit Leila, ihrem einjährigen Schwesterchen, um die Wette. Die beiden Mädchen sind lebhaft. Hier dürfen sie es sein: 120 Quadratmeter misst die Wohnung, da stört es nicht, wenn der grosse Teppich im Wohnzimmer eine permanente Lego-Baustelle ist. Die Kinder, sagen Andrea Häuptli (33) und Andi Gloor (49), seien es denn auch gewesen, die sie für den Umzug nach Ruggächern motivierten. Die Neubausiedlung Ruggächern der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ): Das sind 280 Wohnungen, verteilt auf 14 fünf- bis siebengeschossige Backsteinbauten, versetzt angeordnet und aufgelockert durch variantenreiche Grünräume. Ein Paradebeispiel für verdichtetes Bauen.

Stadtrand? Nein, danke

Verdichtet gewohnt hatten die Pädagogin und der Typograph schon vorher: In einer Altbauwohnung mitten im Zürcher Kreis 3. Sechzig Quadratmeter klein, charmant. Und ringhörig. «Man hörte», erzählt Andrea lachend, «jeden Schritt. Wir wussten, wann wer aufstand und wer wann Besuch hatte.» Als sich ihr erstes Kind ankündigte, begannen sie zu suchen. Vorstellen konnten sie sich alles, vom Einfamilienhaus bis zur Hausgemeinschaft. Nur bloss nicht an den Stadtrand und nicht in eine dieser cleanen Neubauten!

Die Monate vergingen, Andrea war zum zweiten Mal schwanger. Jetzt musste ein Kompromiss her. Als ihnen Freunde freudestrahlend erzählten, sie würden bald ins Ruggächern ziehen, besichtigten Andrea Häuptli und Andi Gloor dann doch eine Musterwohnung. Redeten mit Eltern, die in einer Genossenschaft leben, und sagten: Das ist das Beste, was ihr mit Kindern tun könnt!

Ideales Umfeld für Kinder

Vor gut einem Jahr ist die junge Familie im Ruggächern eingezogen. Fünfeinhalb Zimmer, zuoberst im sechsten Stock. Andi ist immer noch begeistert: «Eine Art Adlerhorst, die beste Wohnung überhaupt.» Und so gut isoliert, dass man nichts höre von den Mitbewohnern, sagt Andrea. Am Anfang dünkte es sie fast schon unheimlich ruhig. Und doch spürt sie manchmal zu viel Nähe. Aber nicht in der Wohnung, sondern auf dem Spielplatz: «Da treffen so unterschiedliche Erziehungsstile aufeinander, dass ich mir manchmal ein Einfamilienhäuschen mit Gärtchen wünsche», sagt die studierte Pädagogin lachend.

Aber es gebe auch eine schöne Kehrseite. Die Kinder finden leicht Kontakt, können in den Finken zu ihren Freundinnen. Zudem gibt es in der Siedlung eine Krippe, wo man mit anderen Müttern ins Gespräch kommen und spontan abmachen kann, wer heute den Zmittag kocht. Und im Haus selber, wo auch Familien aus Sri Lanka, Kosovo und Serbien leben? Da haben sie es nett miteinander, man redet ein paar Worte auf dem Gang, aber engeren Kontakt haben sie hautsächlich mit hiesigen Eltern, die einen ähnlichen Hintergrund haben.

Selbst zur Belebung beitragen

Die beiden sind gesellig. Hier in Zürichs Norden, wo immer noch weitere Überbauungen in den Himmel wachsen, vermissen sie die kleinen Lädeli und Cafés aus dem Kreis 3. Die Siedlung hingegen wirke trotz der schön gestalteten Grünräume halt noch etwas tot. Andrea Häuptli und Andi Gloor tragen indes selber zur Belebung bei. Im Sommer organisierten sie auf einem der Plätze zwei Grillfeste und an Weihnachten ein Hoffest. Inzwischen ist Andrea Ko-Präsidentin der Siedlungskommission. Bald soll es eine Arbeitsgruppe geben: «Die Idee ist, gemeinsam einen Kleinkinderspielplatz zu entwickeln, wo sich Familien wohl fühlen, die auch am Tag in der Siedlung sind.»

Wie ist ihr Lebensgefühl nach einem Jahr Ruggächern? Andrea fühlt sich wohl: «Als Familie, aber manchmal vermisse ich die Stadt.» Andi geht es ähnlich, aber ihm gefallen auch die weidenden Kühe in der Umgebung und der Katzensee. «Ruggächern», finden dann beide, sei «ein optimaler Kompromiss zwischen unseren Bedürfnissen und jenen der Kinder». Und für die ist es jetzt Zeit zum Schlafengehen. *wohnen*extra

Mein Baumhaus, mein Traumhaus

Kinder haben oft wenig Einfluss auf ihre Wohnsituation. Was würden sie ändern, wenn sie könnten? Wo möchten sie leben, wie sieht ihr Traumhaus aus? *Wohnen* extra hat Sechs- bis Zehnjährige befragt.

Aufgezeichnet von Daniel Krucker

Laurenz (10)

«Ich wünsche mir ein Baumhaus, nicht allzu gross, dafür aus gutem Holz, das lange hält. Dort hätte es einen kleinen Kochherd mit einem Kamin. Ich möchte in einem Baumhaus wohnen, weil ich gerne klettere und eine schöne Aussicht habe. Dort würde ich ganz alleine leben und meine Familie nur am Wochenende besuchen. Essen würde ich mit meinem Sackgeld kaufen. Der Baum, auf dem mein Baumhaus ist, müsste auf einer grossen Wiese stehen, mit einem Bach daneben, und nach der Wiese hätte es noch einen kleinen Wald.»

Luis (6½)

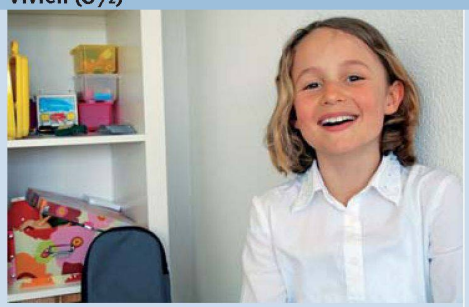
«Das Haus wäre aus vielen farbigen und grossen Steinkugeln. Dort hat es auch Fenster, und wo die Kugeln befestigt sind, das sind Säulen. Darin ist dann eine Treppe zum Rauf- und Runterlaufen. Die Wände sind nur in einer Kugel ganz rund, weil man dort dann Skateboard fahren kann. Draussen hätte es viel Sand wie in Ägypten, da kann man gut sändele. Und einen Fluss würde es auch geben, obwohl es in Ägypten nicht viele Flüsse gibt. Im Fluss gäbe es ganz viele Tiere, und ich hätte Fischerruten, um Fische zu fangen.»

Julia (9½)

Fotos: *wohnen* extra

«Am liebsten möchte ich auf einem Bauernhof auf dem Land wohnen mit zwei Pferden, Hunden und Katzen. Das Haus wäre aus Stein und auch Holz gebaut, und es hätte zwei Stockwerke. Tram und Busse wie in der Stadt würden nicht zum Bauernhof passen. Autos stören mich aber nicht unbedingt. Zum Haus würde eine grosse Wiese gehören mit einer Strasse davor, damit ich zur Schule gehen kann. Ich würde zu den Tieren schauen, sie füttern, pflegen und den Stall ausmisten.»

Vivien (8½)

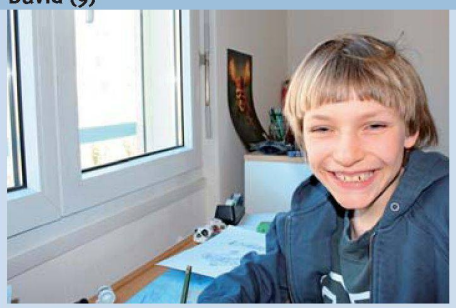


«Ich möchte auf jeden Fall in einem Dorf wohnen, und zwar in einem Einfamilienhaus. Der Boden wäre aus Holz, und es gäbe einen kleinen Balkon. Einen grossen Garten wünsche ich mir und dass man nicht mit dem Velo zur Schule fahren muss, sondern zu Fuss gehen kann. Draussen vor dem Haus hätte es auch noch eine Bushaltestelle und eine Garage mit drei Autos. Zuoberst im Haus wär mein Schlafzimmer und in der Mitte das Büro, wo ich mich auf die Schule vorbereiten könnte. Es würden nur wenige Autos im Quartier vorbeifahren.»

Angelo (7½)

«Mein Haus wäre so gross wie das Weisse Haus in Amerika. Auch mit einer Kuppel. Dort oben wäre dann mein Zimmer. Es hätte sechs Stöcke. Im dritten Stock wäre die Bibliothek, im zweiten Stock die Küche und im ersten die Stube. Im fünften Stock hätte es einen grossen Tisch. Rundherum hätte es eine Gokartbahn, einen Hafen und einen Flughafen. Hinter dem Haus wären Strassen und Häuser. Und ein Garten gehört natürlich auch dazu und eine Bushaltestelle.»

David (9)



«Mein Traumhaus ist ein ganz altes Holzhaus, das aber nicht knirscht und knarrt. Mit einem Swimmingpool. Drinnen wäre es verwinkelt und es gäbe flauschige Sofas. Ich finde Holzhäuser, wie man sie in den Bergen sieht, einfach schön. Es soll eben keine Villa sein. Das Haus würde in einem schönen Garten stehen mit einer grossen Wiese. Alles wäre eine Ebene, weil man dann gut Fussball spielen und Goals aufstellen könnte. Es hätte auch Bäume und Hügel rundherum.»

*wohnen*extra